

## VORWORT

Eine bekannte Großstadtlegende erzählt von einem Amerikaner, der während all der erbärmlichen Jahre des Vietnamkrieges jede Woche einen Tag lang vor dem Weißen Haus in Washington gegen den Krieg demonstrierte.

Irgendwann fragte ihn ein zynischer Journalist: »Glauben Sie wirklich, dass Sie damit die Welt verändern?« Der Demonstrant staunte: »Die Welt verändern? Bestimmt nicht. Ich Sorge nur dafür, dass die Welt mich nicht verändert.«

Diese Geschichte erzähle ich jedes Mal, wenn man mich fragt, warum ich auch nach Jahrzehnten noch immer über die Notwendigkeit rede und schreibe, Frieden zwischen Israel und seinen Nachbarn zu erlangen.

Doch als ich mich heute, Anfang Oktober 2017, hinsetzte, um das Vorwort zu dem vorliegenden Band zu schreiben, merkte ich plötzlich, dass die Antwort dieses klugen Amerikaners meine Antwort nicht genau trifft. Natürlich will ich nicht, dass »die Welt« – also die harte Wirklichkeit, in der ich lebe – mich verändert. Welcher Mensch bei Verstand möchte schon das Produkt einer dermaßen deformierten und vom Hass zerfressenen Wirklichkeit sein. Meine Antwort auf die Frage des zynischen Journalisten lautet vielmehr: Ob-

wohl die gegenwärtige Situation alle Hoffnung auf Frieden widerlegt und ihr hohnlacht, und trotz all dem, was ich in meinem Leben erfahren und durchgemacht habe, glaube ich noch immer fest, dass Frieden zwischen Israel und seinen Nachbarn, vor allem den Palästinensern, nicht nur möglich, sondern absolut notwendig ist, und zwar für beide Seiten. Wenn es ihnen gelänge, sich zu einem Frieden durchzuringen, würde dies ihre Chancen auf ein Weiterbestehen massiv verbessern.

\*

Vor einigen Tagen sprach ich mit einem Wortführer des rechten Lagers in Israel, einem hohen Vertreter der israelischen Regierung. Er sagte zu mir: »Die Linke in Israel ist doch naiv. Sie hat sich in Illusionen verrannt. Ihr glaubt, wenn es ein Problem gibt, dann gäbe es auch eine Lösung. Aber es gibt Konflikte, die sind nicht lösbar, und dieser Konflikt, das verspreche ich Ihnen, wird noch hundert Jahre andauern.«

Ich antwortete ihm, ich hätte keine Ahnung, was in hundert Jahren (oder auch nur in hundert Minuten) hier geschehen wird, aber ich sei davon überzeugt, dass die Dinge, die wir, die an diesem Konflikt beteiligten Bürger, heute tun, einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Möglichkeit haben, den Konflikt zu lösen, bevor hundert Jahre verstrichen sind, aber ebenso auf die Möglichkeit, dass er weitaus länger als hundert Jahre andauern wird.

Darüber hinaus habe ich keine Zweifel, dass sich die Art und Weise, wie wir die Geschichte des Konflikts uns selbst

erzählen, auf unsere Fähigkeit auswirkt, uns aus ihm zu befreien oder eben noch tiefer in ihm zu versinken.

Schon jahrzehntelang sprechen wir vom »israelischen Narrativ« und vom »palästinensischen Narrativ« und von der Unmöglichkeit, dass sie nebeneinander existieren. Es gehört zum Wesen von Narrativen, dass sie nur schwerlich Kompromisse mit anderen Narrativen eingehen. Sie sind meist schlagzeilenartig und in absoluten Begriffen formuliert. Oft ist ein Narrativ eine bereits versteinerte Geschichte. Und dort, wo zwei Versteinerungen aufeinanderstoßen, gibt es kein Leben und keine Bewegung, wie es der israelische Lyriker Jehuda Amichai so treffend beschrieb: »Dort, wo wir recht haben, werden niemals Blumen wachsen.«

Wir alle kennen Menschen, die nach vielen Jahren in persönlichen oder familiären Narrativen gefangen sind und gar nicht merken, wie inaktuell und längst erstarrt diese Narrative sind und wie wenig sie ihr heutiges Leben, etwa das Verhältnis zu ihren Eltern oder zu ihren Partnern, noch angemessen und umfassend beschreiben. Diese Menschen merken nicht, dass sie eigentlich längst aus ihren Narrativen herausgewachsen sind und sich aus ihnen befreien könnten, statt Gefangene vergangener Verletzungen und Kränkungen zu bleiben.

Auch Völker sind manchmal in ihren Narrativen gefangen, in ihrer »offiziellen Geschichte«, in Wunden und Kränkungen und in der Pracht ihrer Vergangenheit – seien sie nun wirklich oder eingebildet –, in nationalen Mythen ihrer Geschichte, die sie ihren Nachkommen von Generation zu Generation weitergeben. Einst hatten diese konstitutiven Mythen eine wichtige Funktion bei der Entstehung der Iden-

tität und des Bewusstseins des Volkes, aber vielleicht ist die Zeit gekommen, dass das Volk sie jetzt anders betrachten kann?

Ich schreibe und höre meine Worte in dem schrecklichen Resonanzraum der Geschichte Deutschlands und der Juden. Ich höre sie auch im Resonanzraum der heutigen Beziehungen zwischen Israel und Deutschland mit ihrer ganzen Komplexität, ihren Narben und den Chancen, die sie bergen.

Ich frage mich: Bin vielleicht auch ich im Narrativ eines illusionären Friedens gefangen? Muss vielleicht auch ich mich mit der Möglichkeit abfinden, dass es Israelis und Palästinensern nicht gelingen wird, sich aus dem Teufelskreis von Hass und Gewalt zu befreien? Gibt es vielleicht tatsächlich Konflikte, die nicht zu lösen sind?

Zu meiner Verteidigung will ich nur sagen: Den Luxus zu verzweifeln kann ich mir nicht leisten. Ich habe in Israel Kinder und Enkel, und ich möchte, dass sie hierbleiben können und ein Leben in Frieden kennenlernen. Wenn die Situation so, wie sie ist, noch hundert Jahre weiter besteht, wie es mir jener hohe Regierungsvertreter mit eigenartiger Freude versicherte, dann werden nur noch Fanatiker und Militante hierbleiben wollen. Nur Menschen, die der endlose Krieg in seinem Ebenbilde geformt hat.

Wenn ich in meinen Büchern von den Beziehungen zwischen Partnern, zwischen Eltern und Kindern oder unter Geschwistern schreibe, und auch wenn ich über die Situation von Israelis und Palästinensern schreibe, versuche ich so gut ich kann, das Narrativ, jedes Narrativ, auch mein eigenes, wenigstens ein bisschen aufzuweichen, damit es wieder zu einer Geschichte, zu einer Geschichte von lebendigen Men-

schen wird, die manchmal leiden und manchmal hoffen, von Menschen, die sich fürchten, zweifeln und lieben, von Menschen mit der Sehnsucht nach etwas Besserem.

Das ist der Wunsch. Das ist der Hintergrund des vorliegenden Buches.

David Grossman, Oktober 2017

Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer